

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 47

Illustration: "Ich weiss, wie wir ihn bezahlen! [...]"
Autor: Boltinoff, Henry

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

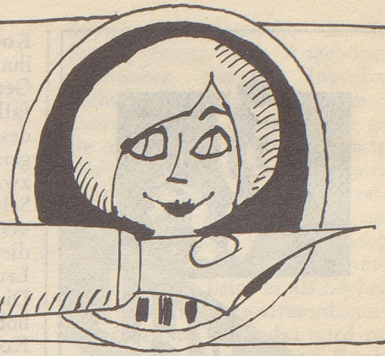
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Von den Wonnen des Reichtums

Früher habe ich mir gelegentlich wilde und herrliche Vorstellungen über das Reichsein gemacht. Nicht grad immer, denn ich hatte es lustig und hatte viele Freunde, und wir hatten zwar wenig Geld, aber wir hatten es, wie gesagt, trotzdem lustig. Und wenn man das hat, und sonst so das Nötigste im Leben – ein Zimmer, eine Waschgelegenheit, eine Kaffeemaschine, die ständig im Betrieb war und ein bißchen Essen – dann brauchte man weiter kein Geld.

Zu richtigen Mahlzeiten langte der Wechsel deshalb nicht, weil wir auf Konzerte und Theater nicht verzichten wollten. Aber damals gab es noch sehr billige Stehplätze, und ein paar Stunden Stehen war für uns – damals – eine Kleinigkeit.

Einen Schatz, der all diese unsere Neigungen und Möglichkeiten teilte, hatten wir meist auch.

Also wozu reich?

Später habe ich es mir manchmal gewünscht. Besonders wegen Reisen.

Kam das Leben B. So mit Mann und Kind, selbst ohne Kegel, ergeben sich da und dort Probleme. Aber man hatte ein Mädchen, mit Vorliebe ein junges, und man konnte weiterarbeiten. Und wenn das junge Geschöpf heiratete – und ich denke heute noch gern dran, daß mich nie eines aus einem andern Grunde verlassen hat – dann fand sich ein anderes.

Es war ein relativ simples Dasein. Dann, eines Tages, wurde das Leben eine Institution für reiche Leute.

Es gab zwar noch «Personal», aber nicht mehr zu erschwinglichen Preisen. Es gab keine jungen Meiteli mehr, denn die gingen lieber in die Fabrik, bis sie heirateten. Und das Heiraten war für sie auch kein unabdingbares Problem mehr. Man konnte es auch sein lassen, denn man verdiente gut. Und die Sekretärinnen natürlich erst recht, und die Kindergärtnerinnen und die Lehrerinnen. Und wenn sie trotzdem heirateten, dann verdienten die Männer ebenfalls gut, so daß die meisten Frauen daheim bleiben konnten, wo sie, wenn die Kinder noch jung sind, auch hin-

gehören. Sie machten also ihren Haushalt.

Aber selbst reiche, wirklich reiche Leute fanden trotz (manchmal enormen) Löhnen kein «Hauspersonal» mehr. Und keinen Gärtner, und keine Handwerker (für Reparaturen) – oder doch nur nach langem Warten und mit großer Mühe.

Was tun mit dem vielen Geld? Vielleicht reisen? Aber auf Reisen entdeckten sie rasch, daß Hotels auch nicht mehr sind, was sie waren. Die Kellner und Zimmermädchen, sagen sie, waren frech, und kamen auch im Ausland aus dem Ausland und überhaupt, gällesi, es war einfach nicht mehr dasselbe. Dann fielen ihnen ihre schönen, komfortablen Häuser ein, und sie gingen heim. Dort war niemand, aber immerhin die Waschmaschine und die Geschirrwashmaschine und die Ölheizung, und das Leben hatte – und hat – die kuriose Neigung weiterzugehen.

Ich kenne sehr verwöhnte und reiche Frauen, die sich schlicht an den Läden legten und den Haushalt selber schmissen. Andere waren weniger tüchtig, ließen den Staub ein bißchen liegen und «sahen einfach nicht hin» wie mir eine sympathischerweise erklärte.

So ist es heute. Von den Männern, auch von den pensionierten, helfen

nur wenige, diese aber lieb und nett, wenn auch manchmal ein bißchen ungeschickt.

Was aber auch reiche Häuser heute kaum mehr zu tragen vermögen, ist eine kranke Hausfrau. Natürlich gibt es Bäder und Kurhäuser und Spitäler. In die letzteren wird man, wenn man Glück hat, «notfallmäßig» eingewiesen, aber ungern, weil sie entweder keinen Platz oder kein Personal haben, oder beides nicht.

Aber selbst wenn das klappt und die kranke Mueter untergebracht ist – was tut sich, selbst bei den reichen Leuten, unterdessen zu Hause?

Der Unterschied zwischen arm und reich schmilzt immer mehr zusammen.

Ich kenne Leute, die haben sich Filme, die um 1900 herum spielen, Filme wie «The go-between» mehrmals angesehen, und je reicher die Zuschauer waren, desto mehr ist ihnen in erster Linie aufgefallen, wie viel und wie gutes Personal die dort noch hatten und was für einen zufriedenen Eindruck dieses Personal machte. Aber das waren schließlich Filmstatisten, und viele von ihnen waren vermutlich nicht so gut versorgt, wie sie es als «Personal» wären. Henu, Hauptsache ist, daß der Mensch das tut, was ihm mehr

Spaß macht, wenn er sich's auslesen kann.

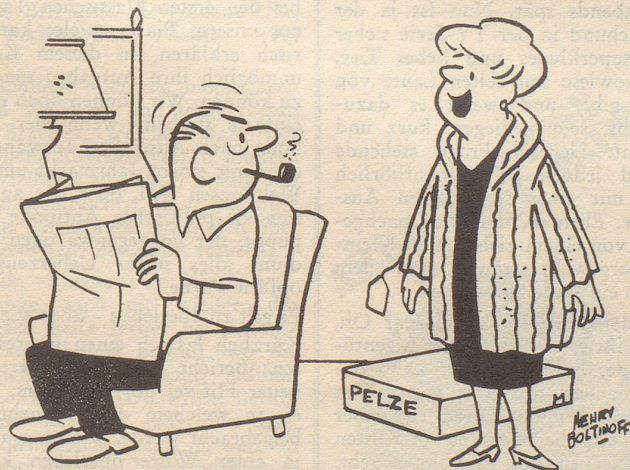
Und ich tröste mich damit, daß ich auch um 1900 nicht gestärkte Zimmermädchen und mehrere Gärtner und eine Köchin und ein Küchenmädchen und eine Kinderschwester und eine Gouvernante gehabt hätte. Nicht einmal einen Butler.

Aber es war wunderschön, das so im Film zu sehen. *Bethli*

Was nicht im Führer stand

Das war in Florenz. Mit illustriertem Führer und Photoapparat bewaffnet durchstreifte ich die faszinierende Stadt, die auch einen Laien in Kunstdingen zu begeistern vermag. Ich hatte eben den Medici-Palast bewundert und schlüpfte nun, dem Rate meines Büchleins folgend, auf dessen Rückseite durch die Tür zur Ricciardi-Bibliothek. Die junge Dame im Vorzimmer ließ mich bereitwillig in den Nebenraum eintreten. Da standen in altertümlichen Glasschränken bis hinauf zur Stukkaturendecke Seite an Seite gewichtige Folianten aus Florenzens Glanzzeit. In der Mitte des Raumes, dem Auge des Betrachters müheloser zugänglich, gab es, ebenfalls unter Glas, Kunstwerke aus klösterlichen Schreibstuben, seltene Buchmanuskripte, einen langen Brief von Amerigo Vespucci an einen der Medici-Fürsten.

Was aber nach dem Betrachten all dieser Kostbarkeiten meine Aufmerksamkeit fesselte, war eine Statue, allerdings nicht eine von Michelangelo. Sie saß an einem der beiden im Raum aufgestellten Schreibtische, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schlief. Es mußte sich um einen Beamten handeln (bitte nicht als meine Meinung über eine ganze Berufsgilde aufzufassen!). Am Schreibtisch neben ihm tippte eine Sekretärin sichtlich verlegen einen Brief. Sie schaute mich unsicher an, als ob sie Abbitte leisten wollte für das unwürdige Benehmen ihres Kollegen, lehnte sich dann hinüber und zupfte ihn gelinde am Ärmel: «Reich mir doch bitte jenen Ordner dort!» Keine Reaktion seitens des Schläfers. Wiederholtes Ärmelzupfen, diesmal etwas intensiver: «Reich mir jetzt den Ordner herüber!» Die Statue hob den



«Ich weiß, wie wir ihn bezahlen! Du bittest den Chef um Lohnerhöhung!»